



ZEITSCHRIFT FÜR
PASTORALTHEOLOGIE

Krieg und Frieden



Wolfgang Beck/Stephan Wahl

Hinter jeder politischen Parole steht ein Mensch

Ein Interview zur Situation in der
Kriegsregion des Nahen Ostens

Hinter jeder politischen Parole steht ein Mensch Ein Interview zur Situation in der Kriegsregion des Nahen Ostens

Wolfgang Beck: Lieber Stephan Wahl, du lebst seit vielen Jahren in Ostjerusalem und bist Israel sowie den besetzten palästinensischen Gebieten seit Langem verbunden. Wie kam es dazu?

Stephan Wahl: Meine erste Begegnung mit dem Land fand bereits während meiner Schulzeit statt. Als Bonner Oberstufenschüler nahm ich 1978 an einem Schüleraustausch mit einer Schule in Tel Aviv teil. Das hat mich nachhaltig beeindruckt.

Zu Beginn meines Theologiestudiums erfuhr ich dann von der Möglichkeit, mit einem Stipendium des DAAD am ökumenischen theologischen Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem teilzunehmen. Ich bewarb mich und verbrachte 1981/82 ein Jahr dort. Zusammen mit evangelischen Studierenden zu leben, zu studieren und das Land zu erkunden, hat mein theologisches wie spirituelles Denken entscheidend geprägt.

Das intensive Studienprogramm umfasste Vorlesungen evangelischer und katholischer Dozentinnen und Dozenten, Seminare, Vorträge und Exkursionen zu Islam, Judentum und Archäologie. Wir lernten die verschiedenen Jerusalemer Konfessionen und Denominationen durch Besuche kennen und erlebten prägende Begegnungen mit beeindruckenden Persönlichkeiten des Landes. Unvergessen bleibt für mich unter anderem Shalom Ben-Chorin, der uns in den jüdischen Festkalender einführte, ebenso wie ein Abend mit dem damals amtierenden, legendären Bürgermeister Jerusalems, Teddy Kollek.

In meiner beruflichen Laufbahn habe ich verschiedene Aufgaben in der katholischen Medienarbeit wahrgenommen – zuletzt als Kommunikationsdirektor des Bistums Trier. Als ich gegen Ende das überraschende Angebot erhielt, eine Aufgabe in der Jerusalemer Pilgerseelsorge zu übernehmen, habe ich diese Chance gerne ergriffen. Dankenswerterweise mit Unterstützung meines Trierer Bischofs. So lebe ich seit 2018 in Jerusalem – in einer Stadt, in der sich Glaube, Geschichte und Gegenwart auf ebenso faszinierende wie schmerzhaft Weise verdichten. „Mein“ Jerusalem ist ein heilig-unheiliges Jerusalem.

Nicht nur das Land Israel mit den besetzten palästinensischen Gebieten ist von großen regionalen Unterschieden und Widersprüchen geprägt. Das gilt eigentlich schon für die Stadt Jerusalem selbst. Wie erlebst du die Entwicklung der Stadt in den letzten Jahren? Du lebst bewusst in Ostjerusalem – was macht das alltägliche Leben dort aus?

Jerusalem ist eine Stadt, in der Weltgeschichte an jeder Straßenecke auf den banalen Alltag trifft. Überall wird man an die große und schmerzhaftige Geschichte der Stadt erinnert, und gleichzeitig geht das „ganz normale“ Leben seinen Gang.

Wenn man hier lebt, lernt man schnell, dass es nicht das eine Jerusalem gibt. Die Stadt ist ein Mosaik aus Vierteln, die oft nur eine Straße voneinander entfernt liegen und doch in völlig unterschiedlichen Realitäten existieren. In der Weststadt gibt es forcierte bauliche Initiativen durch Großprojekte, und im Großraum entstehen neue Siedlungsvorhaben wie das umstrittene „E1“-Projekt, das Ostjerusalem geografisch weiter vom Westjordanland isoliert.

Im August 2025 genehmigte das Oberste Planungskomitee der Zivilverwaltung (HPC) den Bau einer Siedlung mit 3.400 Häusern. Nicht erst seit dem 7. Oktober vertieft sich die soziale und politische Kluft. Das Gefühl der „Unteilbarkeit“, das politisch oft beschworen wird, fühlt sich im Alltag eher wie eine „geteilte Unverbundenheit“ an.

Dass ich bewusst in Ostjerusalem lebe, bedeutet, den Alltag in einem Raum zu verbringen, der von Provisorien und tiefen Widersprüchen geprägt ist. Man erlebt unmittelbar die Ungleichheit zwischen Ost und West – sei es bei der kommunalen Infrastruktur, der Müllabfuhr oder den Baugenehmigungen. Man spürt die tägliche Präsenz von Sicherheitskräften und die Fragilität des Friedens.

Wenn ich als Europäer oder Israeli die Altstadt betrete, hindert mich niemand. Palästinenser – vor allem junge palästinensische Männer – müssen dagegen immer wieder damit rechnen, angehalten und kontrolliert zu werden. Trotzdem versuchen die Menschen, dem Druck standzuhalten. Nachbarschaftlichkeit wird in Ostjerusalem großgeschrieben. Das Leben findet auf der Straße statt; es gibt eine tiefe Verwurzelung und den Stolz, die eigene Identität trotz aller Widrigkeiten zu bewahren.

Ich selbst bin hier mit meinem unarabischen Aussehen ein „Exot“, der aber akzeptiert ist. Bisweilen kann es vorkommen, dass man für einen Israeli gehalten wird, was problematisch sein kann – besonders nach dem 7. Oktober. In den ersten Wochen habe ich aus Sicherheitsgründen bewusst Priesterkleidung getragen oder ein T-Shirt mit arabischem Aufdruck.

Für viele Israelis ist der Ostteil der Stadt ein Gebiet, das man nicht betritt – oft aus irrationalen Unsicherheitsgefühlen und abenteuerlichen Vorurteilen. Vor einiger Zeit habe ich in einem Geschäft im Jerusalemer Westen etwas bestellt, das mir aber nicht nach Hause geliefert werden konnte. Ich musste mit dem Boten einen Treffpunkt in einer nahe gelegenen israelischen Siedlung vereinbaren; er weigerte sich, mein Viertel zu betreten.

Ich erlebe eine Gleichzeitigkeit von Gegensätzen: Morgens geht man durch die Enge der Altstadt, wo religiöse Inbrunst auf touristischen Kommerz trifft, und abends sitzt man in einem Viertel, das von existenzieller Sorge um Hausräumungen geprägt ist. In Ostjerusalem zu leben bedeutet für mich, die Augen nicht vor der Besatzungsrealität zu verschließen, aber auch die Schönheit und Menschlichkeit jenseits der Schlagzeilen

zu sehen. Es ist ein Leben in der „vordersten Reihe“ eines Konflikts, der keine einfachen Antworten zulässt. Man lernt hier vor allem eines: Hinter jeder politischen Parole steht ein Mensch mit einer ganz konkreten, oft schmerzhaften Geschichte.

Wie hast du die letzten Jahre nach den Terroranschlägen vom 7. Oktober 2023 und dem folgenden Krieg im Gazastreifen erlebt?

Sie waren zum Teil kaum auszuhalten. Der Hamas-Terror vom 7. Oktober hat mich tief erschüttert – ebenso leider auch das Wie der israelischen Reaktion. Ich war hier in Ostjerusalem nie ernsthaft in Gefahr. Doch das Gefühl, ein relativ normales Leben zu führen, während nur rund 80 Kilometer entfernt täglich – bis heute, trotz „Ceasefire“ – gelitten und gestorben wird, konnte ich nie abschalten.

Die apartheidähnliche Situation in den besetzten Gebieten und die damit verbundene Siedlungspolitik sind schlicht unmenschlich und entsetzlich. Daran gibt es keinen Zweifel. Aber kein noch so großes Unrecht, das Palästinenser erleiden mussten, rechtfertigt in geringster Weise das barbarische Massaker vom 7. Oktober. Keinesfalls. Umgekehrt rechtfertigt der 7. Oktober aber auch nicht die völlig unverhältnismäßige, genozidähnliche Reaktion Israels im Gazastreifen.

Aufgrund dieser Vorwürfe ist beim Internationalen Gerichtshof (IGH) eine Klage anhängig. Die Brutalität und Empathielosigkeit auf beiden Seiten haben die Hoffnung auf eine Versöhnung der beiden Völker auf nicht absehbare Zeit zerstört. Die Wunden sind zu tief, die Gräben derzeit unüberwindbar. An die von der Weltgemeinschaft unverdrossen eingeforderte Zweistaatenlösung glaubt hier kaum noch jemand ernsthaft. Mehr denn je erscheint sie als ein unrealistischer Traum – zumindest im Moment.

Vielleicht ist in keiner Region der Erde die Diskrepanz zwischen religiöser Bedeutung und Emotionen einerseits und den gewaltsamen und kriegerischen Konflikten andererseits so groß wie im Nahen Osten. Wie nimmst du dieses Verhältnis wahr?

Der Nahe Osten zeigt diese Diskrepanz tatsächlich in extremer, kaum zu übersehender Schärfe. Religion ist und bleibt eine zentrale Quelle von Sinnstiftung, Hoffnung und Identität. Zugleich wird sie instrumentalisiert und missbraucht – zur Legitimation von Machtansprüchen zu legitimieren, zur Erzeugung von Angst zu erzeugen und zur Rechtfertigung von Gewalt in ungelösten politischen Konflikten zu rechtfertigen.

Wo heilige Orte, Texte und religiöse Gefühle mit nationalen und existenziellen Ängsten verschmelzen, wird Religion leicht zum Brandbeschleuniger. Gott wird zur Waffe gemacht. Gleichzeitig begegne ich immer wieder Menschen mit muslimischem, christlichem oder jüdischem Glauben, für die Gewalt absolut unvereinbar ist und die das auch

öffentlich vertreten. Die gemeinsamen Stellungnahmen der Oberhäupter der Jerusalemer Kirchen zur aktuellen Situation sind dafür ein Beispiel.

Daneben gibt es auch den Rückzug ins Religiöse unter Ausblendung der politischen Realität. Insgesamt bleibt es ein dauerhaft angespanntes Verhältnis.

Gerade im interreligiösen Dialog wird immer wieder nach Beiträgen der religiösen Traditionen für das Gemeinwohl und ein friedliches Zusammenleben gefragt. Wie erlebst du die großen Religionen in dieser Hinsicht?

Im Moment erlebe ich sie als auf unterschiedliche Weise zutiefst verwundet. Ob als Christ oder Muslim mit Angehörigen in Gaza oder der Westbank, ob als Jude, der am 7. Oktober Freunde oder Familienmitglieder verloren hat oder einem der getöteten Soldatinnen oder Soldaten nahe stand – fast alle sind direkt oder indirekt betroffen.

Und dennoch gibt es auch jetzt brückenbauende Initiativen. Ein Beispiel ist die Interfaith-Bewegung: ein Netzwerk verschiedener Organisationen und Graswurzelinitiativen, die sich für Dialog, gegenseitiges Verständnis und friedliche Koexistenz zwischen den Religionsgemeinschaften – vor allem Juden, Muslimen, Christen und Drusen – einsetzen.

Eine wichtige Rolle spielt dabei die Interfaith Encounter Association (IEA), eine der größten Organisationen, die Hunderte von Dialoggruppen in ganz Israel und den palästinensischen Gebieten koordiniert. Ebenso das Rossing Center for Education and Dialogue, das Bildungsprogramme und Dialogveranstaltungen für Israelis und Palästinenser anbietet.

Der Krieg hat den Dialog massiv erschwert und gezeigt, dass selbst langjährige interreligiöse Beziehungen auf eine harte Probe gestellt werden. Dennoch geben diese Initiativen nicht auf. Sie arbeiten weiter daran, Vorurteile abzubauen, Respekt zu fördern und an die Möglichkeit eines gewaltfreien Zusammenlebens zu glauben.

Im Umgang mit Terrorismus und religiösem Fanatismus wird häufig übersehen, dass Gewalt diese religiösen Phänomene in vielen Facetten betrifft und Menschen über Religionsgrenzen hinweg zu Opfern macht. Wie geht es dir als Christ, Theologe und Priester in diesem Umfeld?

Sagen wir besser: Wie geht es mir damit als Mensch? Ja, ich erlebe diese extremen Formen – meist aber aus der Distanz. Kurz gesagt: Ich pflege weder Kontakte zu Hamas-Sympathisanten noch zu nationalreligiös fanatischen Siedlern oder zu anderen extremen Rändern religiöser Traditionen.

Wo Glaube zur Identitätspanzerung wird, Angst heiliggesprochen und Gewalt religiös aufgeladen wird, halte ich mich nicht auf. Ich kenne jedoch viele tief religiöse Men-

schen, die unter diesen Formen von Fanatismus leiden, sie ablehnen und sich ihnen widersetzen – oft leise, oft mutig.

Die sogenannte „Assmann-These“ von Jan und Aleida Assmann hat große Anfragen an die Toleranzfähigkeit monotheistischer Religionen gestellt. Wie würdest du Potenziale und Risiken der drei großen Religionen im Nahen Osten beschreiben?

Die sogenannte „Assmann-These“ (vor allem Jan Assmanns Hinweis auf die mosaische Unterscheidung zwischen wahr und falsch, Gott und Götzen) hat ja weniger behauptet, dass Monotheismus notwendig intolerant sei, sondern dass er eine neue, folgenreiche Struktur religiöser Wahrheit in die Welt gebracht habe.

Darin liegt wahrscheinlich ein Schlüssel, um Potenziale und Risiken der drei großen Religionen im Nahen Osten nüchtern, unapologetisch zu beschreiben.

Alle drei monotheistischen Religionen im Nahen Osten tragen zugleich ein hohes Friedens- und ein hohes Konfliktpotenzial in sich. Sie haben das Potenzial, auf die gleiche universale Würde aller Menschen hinzuweisen, relativieren politische Macht und besitzen starke prophetische Ressourcen zur Kritik von Gewalt und Unrecht. Gleichzeitig kann ihre exklusive Wahrheitslogik – besonders unter Angst, Trauma und politischem Druck – zur Sakralisierung von Feindbildern und zur religiösen Legitimation von Gewalt führen: das Risiko.

Entscheidend ist, ob Religion sich kritisch gegen Macht stellt oder mit Macht identifiziert. Religionen werden nicht gefährlich, weil sie monotheistisch sind, sondern wenn sie unter existenziellem Druck stehen. Krieg, Trauma, Besatzung, Demütigung, Angst um Identität – all das begünstigt: vereinfachte Wahrheiten, sakralisierte Feindbilder, religiöse Selbstverabsolutierung.

Zukunftsfähig ist Monotheismus, egal welcher Couleur, dort, wo er sich selbst der prophetischen Kritik unterwirft, die er hervorgebracht hat. Gott ist größer als jede religiöse Gewissheit über ihn.

Gibt es positive Ansätze des interreligiösen Dialogs und der Bemühungen um ein friedliches Miteinander?

Neben der Interfaith-Bewegung gibt es NGOs wie *Rabbis for Human Rights* oder *Tag Meir*, die ich unterstütze, sowie Initiativen wie *A Land for All* oder *Standing Together*. Diese Gruppen treten öffentlich auf und verwenden bewusst eine religiöse Sprache gegen Gewalt.

Besonders wirksam sind oft praktische Kooperationen – etwa in der humanitären Hilfe, in Bildungsprojekten oder durch Schutzbegleitung –, die über reine Dialogforen hinausgehen. *Rabbis for Human Rights* organisieren beispielsweise während der Olivenernte

freiwillige Einsätze zur Begleitung palästinensischer Landwirte in der Westbank. Ich war in diesem Jahr zweimal dabei und musste hautnah erleben, welche Konsequenzen solche Aktionen haben können. Unsere Gruppe wurde zeitweise festgenommen, weil wir ein als solches deklariertes militärisches Sperrgebiet betreten hatten – ein Feld mit Olivenbäumen. Was Sperrgebiet ist und was nicht, wechselt und ist oft nicht nachvollziehbar. Wir wurden mehrere Stunden festgehalten, erkennungsdienstlich behandelt und verhört. Zwei jüdische US-Amerikanerinnen wurden nicht freigelassen, sondern deportiert und dürfen zehn Jahre lang nicht nach Israel einreisen. Es ist verstörend, dass friedliche Erntehelfer so behandelt werden, während aggressive Siedler oft unbehelligt bleiben.

Die Politikwissenschaftlerin Anna Colin Lebedev spricht von einer gesellschaftlichen Erschöpfung im Kriegszustand. Gibt es Vergleichbares in Israel und den palästinensischen Gebieten?

Ja – sehr deutlich. Nach Jahrzehnten der Gewalt zeigt sich eine tiefe gesellschaftliche Erschöpfung: eine Mischung aus Trauma, Abstumpfung, Zynismus und dem Verlust von Zukunftsvorstellungen.

In Israel wird der Ausnahmezustand zunehmend als Normalzustand empfunden, verbunden mit wachsender innerer Polarisierung und einer erschreckenden Distanz zum Leid der „anderen Seite“. Auf palästinensischer Seite dominieren Hoffnungslosigkeit und politische Resignation; viele junge Menschen versuchen, das Land zu verlassen. Besonders junge palästinensische Christen emigrieren, weil sie für ihr Leben keine Zukunft sehen. Diese Müdigkeit angesichts immer neuer Opfer ohne Perspektive ist allgegenwärtig.

Ich gebe die Hoffnung dennoch nicht auf. Wer hätte geglaubt, dass Menachem Begin, der ehemalige Chef der gewalttätigen Irgun-Bewegung, einst den ersten Frieden mit einem arabischen Land schließen würde? Oder dass Yitzhak Rabin dem Frieden so nahe kommen würde – bis zu den tödlichen Schüssen vom 4. November 1995, von denen sich der Friedensprozess bis heute nicht erholt hat?

Natürlich wird das Verhältnis der deutschen Bundesregierung und des deutschen Staates zu Israel immer durch die Shoa geprägt bleiben. So ist dieses Verhältnis vielleicht als besonders eng und zugleich besonders fragil zu beschreiben. Zugleich sehen sich auch in Deutschland jüdische Menschen immer häufiger antisemitischen Erfahrungen bis zu Gewalttaten ausgesetzt. Das Formulieren einer Position, in der eine Kritik an der israelischen Regierung aufgenommen wird, ohne dabei in einen israelbezogenen Antisemitismus zu rutschen, scheint sogar für Menschen in politischer Verantwortung schwierig und heikel. Würdest du hier eine persönliche Empfehlung formulieren?

Eine persönliche Empfehlung steht mir nicht zu. Es ist sicher eine der schwierigsten Gratwanderungen unserer Zeit. Die historische Verantwortung Deutschlands für die Shoa ist nicht nur Teil unserer Vergangenheit, sondern Fundament unserer staatlichen Identität. Daraus folgt die Pflicht, jüdisches Leben in Deutschland bedingungslos zu schützen – gerade weil Angriffe auf Jüdinnen und Juden hierzulande heute oft mit Verweisen auf die Politik Israels gerechtfertigt werden. Das ist inakzeptabel.

Auf der anderen Seite darf fundierte Kritik am aktuellen Handeln der israelischen Regierung nicht mit Antisemitismus verwechselt werden. Wenn ich die beiden faschistoïden israelischen Minister Ben Gvir und Smotrich für ihre fanatischen Ansichten kritisiere, beleidige ich doch nicht eine jüdische Familie in New York oder Frankfurt. Wir müssen klar zwischen dem jüdischen Volk, dem Staat Israel und der jeweils amtierenden Regierung unterscheiden. Kritik an konkreten Regierungsentscheidungen – wie sie ja auch in der israelischen Gesellschaft selbst massiv artikuliert wird – ist ein demokratisches Grundrecht. Kritik rutscht dann in den Antisemitismus, wenn sie Israel als Ganzes dämonisiert und das Existenzrecht Israels infrage stellt. Kritik ist dann am stärksten und am wenigsten angreifbar, wenn sie auf universellen Werten und dem Völkerrecht basiert, anstatt mit emotionalisierten oder historisch belasteten Begriffen zu arbeiten. Kurz gesagt: Eine enge Freundschaft zu Israel muss Kritik am Regierungshandeln aushalten können, gerade weil uns gemeinsame demokratische Werte verbinden. Aber diese Kritik darf niemals zur Projektionsfläche für alten oder neuen Judenhass werden. Zu einer guten, engen und wahrhaftigen Freundschaft gehört auch, dass man den Freund deutlich zurechtweist, wenn er sich verrannt hat. Auf Freunde, die mir nach dem Mund reden oder nötige Kritik aus taktischen Gründen vermeiden, kann ich auch in meinem persönlichen Umfeld gut verzichten.

Über die Wochen hinweg, in denen wir uns zu diesem Interview austauschen, hat ein Krieg begonnen, der mittlerweile den ganzen Nahen Osten umfasst und vor allem zwischen den USA und dem Iran, aber auch zwischen Israel und der Hisbollah im Libanon geführt wird. Wie verändert diese umfassende Eskalation die Situation und deine Wahrnehmung des Lebens in Ostjerusalem?

Die Frage ist schwer zu beantworten, da sich mein Leben seit Kriegsbeginn aus Sicherheitsgründen in einem sehr kleinen Radius in Ostjerusalem abspielt. Die oft gehörte Beruhigung, Jerusalem sei wegen der heiligen Stätten des Islam sicherer als andere Landesteile, greift nicht mehr – spätestens seit Trümmerteile abgefangener Raketen sogar nahe der Grabeskirche einschlugen. Dennoch: Im Vergleich zu Tel Aviv oder dem Norden, wo drei- bis viermal so viele Alarmsituationen zu bestehen sind, leben wir hier noch in relativer Sicherheit.

Während ich dies schreibe, komme ich zum 52. Mal aus meinem Mamad, dem stabilen Schutzraum in meiner Wohnung. Er ist ein Privileg im Ostteil der Stadt und den Bauvorschriften für neuere Gebäude zu verdanken. Freunde in Tel Aviv verbringen dagegen ihre Nächte mittlerweile in öffentlichen Schutzräumen, Bunkern oder auf Matratzen in U-Bahn-Stationen. In diesen Momenten zeigt sich auch die tiefe Kluft zwischen West- und Ostjerusalem besonders deutlich: Während es im Westen ein Netz bekannter öffentlicher Schutzräume gibt, fehlen diese im Osten und in der Westbank fast völlig.

Dass dieser Krieg nun direkt zwischen den USA, Israel und dem Iran ausgetragen wird, verstärkt hier das beklemmende Gefühl, nur noch Manövriermasse in einem globalen Machtkampf zu sein. Während die kriegsführenden Lager ihre strategischen Ziele verfolgen, fühlen sich die Menschen in Ostjerusalem politisch völlig schutzlos. Ich beobachte in meinem Umfeld eine Art ‚dignified resignation‘ – eine würdevolle, fast schicksalsergebene Gelassenheit. Wenn die Sirenen heulen und ich in den Schutzraum gehe, sehe ich draußen oft noch Menschen seelenruhig weitergehen. Jahrelange Extremerfahrungen haben zu einem Fatalismus geführt, der mich einerseits erstaunt, andererseits die permanente Spannung nur mühsam kaschiert. Jeder dumpfe Knall am Himmel löst die inständige Hoffnung aus, dass es das Geräusch der Abfangrakete war und nicht das eines Einschlags. Diese Ungewissheit ist zermürend.

Der Alltag läuft oberflächlich weiter, die Geschäfte sind offen, das Lebensnotwendige ist greifbar. Doch das gesellschaftliche Leben ist gelähmt: Schulen sind geschlossen, der Unterricht findet online statt. Selbst spirituelle Orte wie etwa die katholische Dormitio-Abtei oder die evangelische Erlöserkirche sind für Gottesdienste unzugänglich; die Gemeinden treffen sich digital.

Besonders bitter ist die wirtschaftliche Lage. Nach der kurzen Atempause im Gaza-Konflikt kehrten erste Pilger zurück – das ist nun schlagartig vorbei. Da Reiseveranstalter langfristig planen, ist die Existenzgrundlage von Händlern, Guides und Busunternehmern auf Jahre beschädigt. Wenn selbst eine Institution wie das renommierte Restaurant ‚The Eucalyptus‘ von Starkoch Moshe Basson in Westjerusalem nach fast 40 Jahren schließen muss, kann man sich vorstellen, wie düster es um die weniger bekannten Betriebe in Ostjerusalem steht.

Im Gegensatz zu manchen Teilen der israelischen Gesellschaft gibt es hier im Osten keine Kriegseuphorie im Kampf gegen den ‚Erzfeind‘ Iran. Kaum jemand hier sympathisiert mit dem iranischen Regime, aber die Menschen sind schlichtweg kriegsmüde. Es herrscht der dringende Wunsch, dass zumindest dieser Konflikt ein schnelles Ende findet. Ob ich selbst noch Hoffnung habe? In Jerusalem lernt man, Hoffnung nicht mit Optimismus zu verwechseln. Im Moment konzentrieren wir uns darauf, die tägliche Zermüderung zu überstehen und die eigene Menschlichkeit nicht zu verlieren, während die Weltmächte über unsere Köpfe hinweg Tatsachen schaffen. Wahre Hoffnung setzt

ein Schweigen der Waffen voraus, das derzeit in weiter Ferne scheint. Aber die Hoffnung bleibt bestehen – trotz allem.

Herzlichen Dank für den Austausch und alles Gute für dich und die Mitmenschen in der schwierigen und gefährlichen Region!

Stephan Wahl ist katholischer Theologe und Priester der Diözese Trier.
Er lebt und arbeitet in Jerusalem.